Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 4. **Sonnabend** den 3. Januar 1903. **97. Jahrgang.**

Entwickelung der Marine im Jahre 1902.

H. Die deutsche Marine hat eine sehr lebhafte Entwickelung hinter sich. Die Schlagfertigkeit ist wieder erheblich gefördert worden durch die Vermehrung der Offiziere und Mannschaften, sowie durch Vergrößerung der Zahl der Kriegsschiffe. Zum ersten Mal seit dem Bestehen der Marine konnten in der mobilen Organisation des Friedens, der Herbstübungsflotte, ein Geschwader aus vollwertigen modernen Linienschiffen, sowie eine Torpedo-Flotille aus neuesten Torpedobooten vereinigt werden. Nach Zahl der Schiffe und Mannschaften war diese Flotte die stärkste und bedeutendste, die Deutschland jemals aufgeboten hat. Es gehörten ihr bei den Hauptübungen nicht weniger als 45 Schiffe und Fahrzeuge mit etwa 10 000 Mann Besatzung an. Während der Flottenmanöver, die von Mitte August bis Mitte September dauerten, wurden neben anderen wichtigen Uebungen häufige nächtliche Torpedo-Angriffe, sowie auch Exerzitien in der Funkentelegraphie angestellt. Die wichtigsten Uebungen, denen auch der Kaiser beiwohnte, brachten die Schlußmanöver bei Borkum und in der Unterelbe. Beide Male wurde deutlich erwiesen, daß die Land- und Küstenverteidigung auch, wenn sie noch so gut geleitet wird, dem tatkräftigen Angriff einer modernen Flotte auf die Dauer nicht Stand zu halten vermag. An den Manövern nahmen auch in der II. Torpedoboots-Flotille die Torpedoboote „S 91“ und „S 92“ teil, die kurz zuvor aus China heimgekehrt waren und nach kurzer Instandsetzung sofort an den Manövern sich beteiligen konnten.

Gleichzeitig mit den Booten war der große Kreuzer „Kaiserin Augusta“, nach dem er 6 Jahre lang in Ostasien stationiert gewesen war, zurückgekehrt und stellte am 16. Juni in Kiel außer Dienst.

Nach Auflösung der Herbstformation hat die Flotte einen sehr erheblichen Zuwachs erhalten durch die Indienststellung von drei neuen Linienschiffen des „Wittelsbach“-Typs, der eine Verbesserung der Schlachtschiffe der „Kaiser“-Klasse darstellt. Es wurden in Dienst gestellt „Wettin“ am 1. Oktober in Kiel, „Wittelsbach“ am 15. Oktober in Wilhelmshaven und „Jähringen“ am 25. Oktober in Kiel. Alle drei halten zunächst Probefahrten ab. Am weitesten vorgeschritten mit den Probefahrten ist „Wittelsbach“, das bei den ersten Erprobungsfahrten in der Nordsee geradezu glänzende Ergebnisse erzielte und sich auch bei dem 8 Tage vor Weihnachten erfolgten Auflaufen im Belt, wie alle auf der Wilhelmshavener Werft erbauten Schiffe, vortrefflich bewährte. Außer diesen Linienschiffen wurden im verflossenen Jahre unter Flagge gestellt: Linienschiff „Kaiser Karl der Große“ am 4. Februar, Vermessungsschiff „Hyäne“ am 1. März, Panzerkreuzer „Prinz Heinrich“ am 11. März, Kanonenboot „Panther“ am 15. März, der große Kreuzer „Freya“ am 8. Mai als Artillerieschulschiff, der kleine Kreuzer „Ariadne“ am 1. Oktober, der kleine Kreuzer „Sperber“, sowie eine ganze Anzahl von Torpedobooten, zuletzt die bei Schichau gebaute Serie („S 114“).

Außer Dienst gestellt wurden im verflossenen Jahre die drei Linienschiffe der „Brandenburg“-Division „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, „Brandenburg“ und „Weißenburg“. Sie sind als die ersten modernen Linienschiffe, die unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. gebaut wurden, fast 10 Jahre ununterbrochen im Dienst gewesen, darunter ein Jahr in den Tropen, und haben sich als sehr gut erwiesen. Jetzt sollen sie auf der Werft zu Wilhelmshaven einem umfassenden Umbau unterzogen werden. Ferner traten außer Dienst das Linienschiff „Sachsen“ am 3. Februar, der Fischereikreuzer „Bremse“ am 29. August, der kleine Kreuzer „Schwalbe“, sowie die aus China heimgekehrten Torpedoboote „S 91“ und „S 92“. Den Stapel verließen im Jahre 1902 der kleine Kreuzer „Frauenlob“ (G) auf der Weserwerft in Bremen; der kleine Kreuzer „Arkona“ ebendort; der große Kreuzer „Friedrich Carl“ auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg, der kleine Kreuzer „Undine“ (I) auf der Werft der Howaldtwerke in Kiel, die damit in die Reihe der Kriegsschiffe bauenden Werke eintrat, endlich als letztes am 10. Dezember das Linienschiff „Braunschweig“, das die Germaniawerft in Kiel erbaut hat. Auf den Werften wird nach wie vor flott gearbeitet. Die neuen, auf Stapel liegenden Linienschiffe der „I“-Klasse werden die erste Division bilden, die ausschließlich auf Privatwerften erbaut ist. Beteiligt sind die Germaniawerft in Kiel, die Vulkan-Werft zu Bredow bei Stettin, die Schichau-Werft in Danzig.

Ins Ausland sind abgegangen die Kreuzer „Thetis“, „Gazelle“, und „Panther“, der zuvor zwei Monate lang vor der Düsseldorfer Ausstellung gelegen hatte. Die beiden letzteren wurden gemeinschaftlich mit den Kreuzern „Vineta“ und „Falke“ im Dezember zur ostamerikanischen Kreuzerdivision vereinigt. Zwei der im Dienst befindlichen Kriegsschiffe haben andere Namen bekommen. Das Torpedo-Divisionsboot „D 2“ wurde nach der Rückkehr des Prinzen Heinrich von der Amerikafahrt in „Alice Roosevelt“ umgetauft, während das ehemalige Panzerschiff „Friedrich Carl“, auf dem die Kurse für die Funkentelegraphie abgehalten werden, den Namen „Neptun“ erhielt. Leider ist die Marine auch nicht von Verlusten verschont geblieben. Am Morgen des Johannistages sank in der Unterelbe, vom englischen Dampfer „Firsby“ überrannt, das Torpedoboot „S 42“, dessen tapferer Kommandant Rosenstock von Rhöneck den Tod in den Wellen fand.

Deutsches Reich.

β **Berlin,** 2. Januar. (Ein gewerkschaftliches Urteil über Tarifstreit und Obstruktion.) Sehr bemerkenswert ist das Urteil, das im Organ des Buchdruckerverbandes über den Tarifstreit und die Obstruktion gefällt wird; denn es offenbart von neuem die zwischen der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften obwaltenden Gegensätze. Das Buchdruckerorgan tadelt zunächst, daß zu den verschiedenen Positionen des Tarifs die sozialdemokratischen Abgeordneten immer nur vom reinen Konsumenten-Standpunkt aus Stellung nehmen. Dies sei insofern überraschend, als nicht nur landwirtschaftliche, sondern auch industrielle Zölle in Betracht kommen; hier könnten die Arbeiter sich unmöglich mit dem bequemen Protest des geschädigten Konsumenten begnügen, den sie der Landwirtschaft gegenüber solange ungestraft äußern dürften, bis auch den ländlichen Arbeitern durch Verleihung des Koalitionsrechtes die Möglichkeit gegeben würde, ihre Meinung als Produzenten laut werden zu lassen. Zur Begründung dieser Auffassung (die unzweideutig das Interesse auch der landwirtschaftlichen Arbeiter an Schutzzöllen zugesteht) wird wörtlich ausgeführt: „Bei den Industriezöllen kommen für uns vor allen Produzenteninteressen in Frage, die Interessen derjenigen Gewerbszweige, mit deren Prosperieren das Geschick der in ihnen beschäftigten Lohnarbeiter auf absehbare Zeit unzertrennbar verbunden ist. Ob sich die Arbeiter nach reiflichen Erwägungen . . . für Erhöhung, Beibehaltung, Einschränkung oder unvermittelte Beseitigung der einschlägigen Industriezölle erklären würden, kann hier nicht erörtert werden, wie aber immer ihre Entscheidung sein möge, sie darf nicht von allgemeinen Konsumenteninteressen einer alles umfassenden Volkspartei suggeriert sein.“ — Das ist eine herbe Kritik des sozialdemokratischen Verhaltens, die noch verschärft wird durch den nur zu berechtigten Hinweis, daß die beiden schutzzöllnerischen Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion, die „Genossen“ Calwer und Schippel, im Reichstage nicht ein einziges Mal zu Wort kamen, sondern bloß in wissenschaftlichen Revuen ihren Standpunkt vertraten. Den Gegensatz der Gewerkschaften zur sozialdemokratischen Partei veranschaulicht ferner die Verurteilung der Obstruktion. „Sie ist und bleibt“, heißt es in dieser Beziehung, „eine rückschrittlich, undemokratische Form der Verteidigung der Minderheit; ein zweischneidiges Schwert, dessen Benutzung für alle diejenigen äußerst bedenklich ist, die nicht den Umsturz, sondern die Reform anstreben . . . Die brutale Wucht der Tatsachen hat es den Gewerkschaftlern eingeprägt, daß nicht die Intensität der Obstruktionsbegeisterung, sondern die tatsächlichen Machtverhältnisse im Kampfe ausschlagebend sind, während die politischen Parteien, die in erster Linie agitatorisch und erst in zweiter Linie reformatorisch tätig sind, einer derart nüchternen Auffassung naturgemäß ferner stehen müssen.“ — Es ist begreiflich, wenn das Buchdruckerorgan nach solcher Kritik des parlamentarischen Verhaltens der Sozialdemokratie abermals „eine selbständige parlamentarische Aktion der Gewerkvereine“ als ein Mittel, „unsere politischen Verhältnisse zu sanieren“, vorschlägt. Gerade hierin tritt der gewerkschaftliche Gegensatz zur Sozialdemokratie am deutlichsten zu Tage.

* **Berlin,** 2. Januar. Die Perleberger Rede des Präsidenten v. Kroecher, die erst jetzt im Wortlaut bekannt wird, verdient eine ausführliche Wiedergabe. Der Herr Abgeordnete sagte u. a.: „Ich muß nämlich bekennen, daß ich die Hauptverantwortung trage für das Kompromiß. Da halte ich es in diesem Augenblicke für eine Pflicht und Ehre, mich zu stellen und zu sagen: Auf meinen breiten Buckel kommt das meiste der Geschichte! Dienstag kam die Kommission zusammen. Da las ich abends in der „Freisinnigen Zeitung“: Das Kompromiß ist fertig! Aber wie lag die Sache in Wirklichkeit? Um 12 oder 1 Uhr nachts treffe ich unsere beiden Herren von der Verständigungskommission, Graf Limburg und Herrn v. Normann, beide mit roten Köpfen. Sie sagten: Es ist nichts zu machen; wir haben den Herren den Bettel vor die Füße geworfen. So stand es, als die „Freisinnige Zeitung“ diese Nachricht brachte! Herr von Normann erklärte: Die Nationalliberalen wollen auch nicht einen roten Pfennig draufgeben und die Regierung will keine Bindung der Viehzölle, das Zentrum aber wolle nur mitmachen, wenn sie alle zusammengehen. Da hatte ich am nächsten Mittwoch früh eine Konferenz mit den maßgebenden Persönlichkeiten der Verbündeten Regierungen; d. h. die Herren von der Regierung hatten mich rufen lassen. Da sagte mir die maßgebendste Persönlichkeit der Regierung: Was soll nun werden? Diese Nacht sind Graf Limburg-Stirum und Herr v. Normann mit roten Köpfen fortgegangen. Unter welchen Bedingungen könnten Sie nachgeben? Wir könnten der Obstruktion nicht Herr werden, wenn sich nicht eine geschlossene Mehrheit findet. Mit der konservativen Fraktion wollen wir's doch gern machen; es wäre uns furchtbar unangenehm ohne sie; das Zentrum und die Nationalliberalen wollen bloß mitgehen, wenn die Konservativen es tun. Bitte, tun Sie, was Sie können. — Nach Rücksprache mit Herrn v. Normann sagte ich dann zu diesem Herrn: Ich kann bloß sagen, daß wir nur dann bis zu einem gewissen Punkte nachgeben können, wenn wir uns überzeugen, daß für unsere Wähler wirklich nicht mehr zu erlangen war. Das tat der betreffende Herr natürlich auch mit den treuesten Augen. Was wir denn nun erlangten, ist auch nicht schlechter, sondern sogar besser als das, was wir bisher haben. In dem Gespräche mit der maßgebenden Persönlichkeit habe ich mich überzeugt, daß der Bundesrat dem Tarif, wenn er gefallen wäre, keine Träne nachgeweint hätte, kein halbes Taschentuch. Man hätte einfach mit den alten Handelsverträgen weiter gewurstelt. (Zuruf: Aber wie lange?) Bis zum neuen Reichstag! Den hätte sich die Regierung angesehen und ihre Handelsverträge nach der Mehrheit des neuen Reichstags eingerichtet. Wollen Sie nun, Herr Dr. Hahn, oder irgend einer von den Herren, hier behaupten, der neue Reichstag wäre agrarischer gewesen, wenn die Obstruktion gesiegt hätte? Ich glaube, es kann nicht der mindeste Zweifel darüber bestehen, daß die Sozialdemokratie nach einem Siege der Obstruktion im Reichstage viel mehr Chancen bei den Wahlen gehabt hätte, als in dem Falle, daß sie bei der Obstruktion geschlagen wurde. Es wären also mehr antiagrarische Elemente in den Reichstag gekommen. Die Folge würde dann sein: Die Handelsverträge würden weniger agrarisch sein. Nun wird ja von Herrn v. Wangenheim immer wieder gesagt: Die Industrie kann mit den jetzigen Zöllen nicht bestehen, sie müßte in ihrem eigenen Interesse auf neue Verträge dringen. Das läßt sich aber nicht beweisen. Ich glaube aber das Gegenteil beweisen zu können. Uebrigens, glauben Sie, daß uns der Tarif gefällt? Durchaus nicht!! Aber hier handelt es sich darum: Sollen die Sozialdemokraten Oberwasser kriegen oder nicht? Wäre es geschehen, so würde, nicht gleich, aber vielleicht in zwanzig Jahren, kein Deutsches Reich, kein Königreich Preußen, keine landwirtschaftliche Bevölkerung mehr bestehen, und dann brauchten wir allerdings keinen Zolltarif mehr. Der Tarif würde mir aber ganz gut gefallen, wenn wir noch einen leitenden Kanzler wie Bismarck hätten. Der hätte damit sehr gut Handelsverträge zu stande gebracht. Der würde den Tarif nehmen und sagen: Ja, seht mal, liebe Brüder vom Auslande, das sind hier die Mindestzölle, aber Ihr könnt Euch ja denken, daß wir darauf nicht herunter gehen. Und dann würde er sich vielleicht von den Höchstzöllen haben etwas abhandeln lassen. Von unserer Regierung aber glaube ich, daß sie sofort auf die Mindestzölle heruntergehen wird! Das ist ja überhaupt das Unglück heutzutage! Herr Gott, was hatten wir früher, noch vor zehn Jahren, für eine Stellung, und was treten sie uns jetzt alle auf die Füße, und wir denken immer, durch Höflichkeit und Liebenswürdigkeit die Herren gut zu machen. Zum Beispiel die Herren in Amerika haben gar keinen Sinn dafür. Wir bezahlen so viel Geld für Militär und haben so schöne Kürassierstiefeln. Warum treten wir nicht mal auf? Wir haben 1200 Millionen mehr Einfuhr als Ausfuhr, wir sind also der beste Käufer der Welt. Zum Donnerwetter auch, mit einem solchen Käufer werden die Herren doch ganz gern verhandeln! Wir brauchen bloß ein bißchen mehr Schneidigkeit!“ (Lebhafter Beifall.)

* **Berlin,** 1. Januar. Ueber die jugendlichen Fabrikarbeiter und die Fabrikarbeiterinnen enthält das letzte Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs Mitteilungen, denen zu entnehmen ist, daß im Jahre 1901 die Zahl der jugendlichen Arbeiter nicht unerheblich gestiegen ist, während die der jugendlichen

Feuilleton.

Die Heiraten Verstorbener.

Ethnographische Skizze von Alexander Bauer.

Nachdruck verboten.

Unsere Ueberschrift gibt ein Rätsel auf — so scheint es, und doch ist es nicht der Fall. Die Heiraten Verstorbener sind eine Tatsache, eine buchstäbliche Wahrheit. Natürlich würden wir bei uns vergeblich nach ihnen suchen. Unsere Vorstellungen vom Jenseits sind höherer Art, die irdische Ehe hat nichts mit ihnen zu tun, so schwer sich auch mancher Mensch von der Idee eines fortdauernden innigen Verhältnisses zu all seinen Lieben, die er hier besessen, zu denken vermag.

„Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten,
Umgeben den verklärten Leib.“

Sehen wir uns aber die Vorstellungen der Naturvölker oder der noch auf tieferen Kulturstufen stehenden Nationen vom Jenseits an, so finden wir eine rein sinnlich-körperliche Fortsetzung des irdischen Daseins als Vorstellung des Lebens nach dem Tode. Die Indianer gehen ein in ihre glücklichen Jagdgründe, in welchen sie natürlich ihrer Hunde, Pferde und Waffen bedürfen und auch ihrer Frauen, um sie dort zu bedienen. Manche Naturvölker glauben, in Tieren fortzuleben oder sich in neugeborenen Kindern wieder zu verkörpern. Die meisten aber nehmen ein Fortleben in glücklicheren Verhältnissen an, als sie solche auf der Erde gefunden. Nichts ist nun natürlicher, als daß Völker, welche im Jenseits nur eine angenehmere Fortsetzung ihrer diesseitigen Existenz erblicken, auch dafür besorgt sind, ihren Verstorbenen im Totenreiche Zustände zu schaffen, wie sie dies zur Führung eines regelrechten und glücklichen Lebens für notwendig erachten. Ein Mann aber muß doch eine Frau haben, die für ihn kocht und sorgt — wenn er aber nun auf Erden als Kind gestorben ist, woher soll er sie nehmen? Die Ehen werden doch hier geschlossen. Folglich bleibt nichts weiter übrig, als ihn nach seinem Tode noch, wenn das richtige Alter kommt und sich eine passende Partie findet, ein Gespons zu erkiesen.

Diesen Gebrauch finden wir tatsächlich bei den Chinesen und Tataren. Die Chinesen vermählen die Geister aller jung gestorbenen männlichen Kinder mit den Geistern weiblicher Kinder, die im gleichen Alter aus dem Leben geschieden sind. Katscher berichtet darüber etwa folgendes: Stirbt z. B. ein zwölfjähriger Knabe, so trachten seine Eltern etwa 6 Jahre nach seinem Tode, ihn mit einem gleichaltrigen Mädchen zu verehelichen. Sie wenden sich an einen Heiratsvermittler, der ihnen sein Verzeichnis toter Jungfrauen vorlegt. Ist eine geeignete erwählt, so lassen die vorsichtigen Eltern von Astrologen erst den Geistern der Abgeschiedenen das Horoskop stellen. Trachtet dieser die Wahl für günstig, so beraumt man auf eine sogenannte Glücksnacht die Hochzeit an. Vom Bräutigam wird ein papierenes Konterfei gefertigt, mit Hochzeitskleidern angetan und auf einen Stuhl gesetzt. Darauf senden sie eine Sänfte aus mit Papier überzogener Palmrinde zu den Eltern der toten Braut, die nun ihrerseits die Ahnentafel der letzteren (in welcher nach chinesischem Glauben eine der drei Seelen des Menschen wohnen bleibt) nebst einem Papierkonterfei des Mädchens in die Sänfte legen. In regelrechtem Hochzeitszug, mit Musik voran, geht es nach der Wohnung des Bräutigams, wo die Papierbraut auf einem Sessel neben den ihres Zukünftigen gesetzt wird, während man ihre Ahnentafel auf dem Ahnenaltar ihrer Schwiegereltern unterbringt. Nun setzt man dem „jungen Paare“ Speisen und Getränke vor, ein halbes Dutzend Priester fordern es auf, den Ehebund einzugehen, und mit der Verbrennung der Neuvermählten, sowie einer großen Anzahl papierener Goldstücke, Diener, Mägde, Sänften, Kleider usw. ist die Ceremonie beendigt.

Stirbt einem bereits Verlobten seine Braut, so vermählt er sich trotzdem mit ihr unter einer großen Anzahl seltsamer Ceremonien, die damit endigen, daß schließlich eine Tafel zu ihrem Gedächtnis bei seinen Ahnentafeln aufgestellt wird.

Ganz ähnliche Gebräuche herrschen bei den Tataren. Gesetzt, ein Vater hat einen unverheiratet gestorbenen Sohn, ein anderer eine ebensolche Tochter, so vereinbaren beide Väter, ihre Kinder zu verheiraten. Auch hier vertreten Bilder der Toten ihre Stelle, nur wird — vermutlich um den Akt völlig rechtsgültig zu gestalten — der Ehekontrakt schriftlich aufgesetzt. Die Hochzeit wird mit großem Pomp gefeiert, nur verschüttet man von den aufgetragenen Speisen an verschiedenen Stellen etwas, um den Brautleuten auch etwas vom Hochzeitsmahl zukommen zu lassen. Das Interessanteste aber ist, daß eine derartige Verbindung zwischen den Eltern und Verwandten der beiden Verstorbenen die gleichen verwandtschaftlichen Beziehungen zur Folge hat, als wenn sie sich in Wirklichkeit geheiratet hätten.

Doch das sind Chinesen und Tataren — was werden unsere Leser aber sagen, wenn sie hören, daß es auch eine christliche Sekte gibt, welche die Möglichkeit gewährt, sich für das Jenseits zu verheiraten? Und zwar handelt es sich in diesem Falle nicht um halbcivilisierte Menschen, sondern um die Angehörigen einer auf hoher Kulturstufe stehenden Sekte — nämlich um die Mormonen, die Heiligen vom jüngsten Tage. Auch bei ihnen bildet die Ehe eine der wichtigsten Lebens- und Himmelsfragen. Die Vermählungs- oder, wie es bei ihnen heißt, Versiegelungs-Ceremonie, unterscheidet sich aber von der bei uns üblichen wesentlich dadurch, daß eine Mormonin ihrem Manne auf zweierlei Weise angetraut werden kann: nämlich für „Zeit und Ewigkeit“ oder „nur für Zeit“, das heißt nur für das irdische Leben. Ist sie ihrem Manne nur für Zeit angetraut, so wird dieser, falls er nicht mehrere Weiber hat, im Himmel ohne die geliebte Gefährtin leben müssen, und sie wird sich in derselben üblen Lage befinden, denn im Jenseits kann dem Verlust nicht abgeholfen werden, da „die im Himmel Wohnenden weder freien, noch sich freien lassen“. Was bleibt also übrig, als schon auf Erden dem Mangel abzuhelfen? Und so kann sich in der Tat eine Mormonin, die ihrem Gatten nur auf Zeit angetraut ist, noch einem Gatten für die Ewigkeit antrauen lassen. Aber nicht nur einem lebenden, sondern sogar einem bereits verstorbenen; in letzterem Falle kann diesem, wie Robert v. Schlagintweit in seinem Werke über die Mormonen mitteilt, ein auf Erden wandelnder Mann als Stellvertreter subsituiert werden.

Solche Ehen, deren Vorhandensein die Mormonen nicht gern zugestehen, werden meist in aller Stille geschlossen, da die irdischen Ehemänner der nach Männern für das Jenseits dürstenden Frauen vielfach nicht mit der Doppelheirat einverstanden sind. Sie bilden auch eine Ausnahme und finden nur mit Genehmigung des Propheten statt, der „bei ihrer Schließung große Vorsicht gebraucht und sich durch Eidschwüre und Androhung furchtbarer Strafen der Verschwiegenheit aller Beteiligten versichert“. Es ist selbstverständlich, daß sich die mormonischen Damen, welche das Bedürfnis nach einem Gatten für die Ewigkeit empfinden, möglichst einen angesehenen und bedeutenden Mann heraussuchen, der ihnen für eine Zeitehe vielleicht nicht so leicht erreichbar ist. „So ließen sich mehrere Frauen, die ihre Männer durch den Tod verloren, wie Jemina Angell und Fran Hampton, dem Mormonenpräsidenten Brigham Young für die Ewigkeit antrauen, um mit ihm dereinst die Herrlichkeiten seines himmlischen Thrones zu teilen; in gleicher Weise verfuhren und verfahren auch heute noch eine Anzahl frommer alter Witwen.“ In der Regel bekam der Prophet die ihm so Angesiegelten nach der Trauungsceremonie nie wieder zu Gesicht, und eine alte Person, die ihn einst um seine Vermittelung in irgend einer Angelegenheit anging, soll auf das Höchste entrüstet gewesen sein, daß er sie gar nicht als eine seiner Frauen anerkannte.

Man sieht, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und was man bei Chinesen und Tartaren noch entschuldigt, ist man geneigt, bei einem Kulturvolke ganz anders zu beurteilen. Ob der Gebrauch auch jetzt — Schlagintweits und Buschs bezügliche Mitteilungen sind 22 resp. 30 Jahre alt — in Ausübung ist, steht dahin; ist es jedoch der Fall, so sollte man wenigstens darauf halten, daß nicht ein berühmter Mann im Himmel zu viele Frauen angetraut erhält, sonst wird ihm am Ende das Paradies verleidet. Doch das ist nur ein Scherz; im Grunde ist die Sache bitterernst und ein grober Unfug, der allem wahren Christentum Hohn spricht.

SLUB
Wir führen Wissen.